

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 12

Sonntag, den 13. Februar 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 13. Februar: Gastor. Montag, 14. Februar: Valentin.
Dienstag, 15. Februar: Faustina. Mittwoch, 16. Februar: Onesimus, Juliana.
Donnerstag, 17. Februar: Bonifatius. Freitag, 18. Februar: Simon.
Samstag, 19. Februar: Konrad.

6. Sonntag nach Erscheinung

Evangelium des hl. Matthäus 13, 31—35.

In jener Zeit legte Jesus dem Volke eine anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkornlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß auch die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund auf tun in Gleichnissen und will aussprechen, was vom Anbeginne der Welt verborgen war.

*

Das Senfkorn und der Sauerteig, beides Gleichnisse, um das Wachstum des Reiches Gottes zu veranschaulichen. Das Senfkorn will die Kirche nach außen hin zeichnen, die klein begann, aber nach und nach über die ganze Erde ihre Zweige ausbreitete, so daß jetzt viele unter ihrem Schatten wohnen und sich wohl fühlen. Der Sauerteig dagegen will das innere Leben der Kirche meinen. Das Wirken des Sauerteiges ist bekannt. Er wirkt auf seine ganze Umgebung ein und teilt ihr von seiner Kraft mit. Die Kraft Jesu nach außen und die Kraft Jesu nach innen, das ist der Sinn des heutigen Evangeliums. Wenden wir uns zur letzteren.

Jesu Kraft nach innen während seiner irdischen Wirksamkeit war so erfolgreich, daß wir nur mit dem größten Staunen in den Evangelien davon lesen. Wie hat er die Seelen der Apostel umgewandelt. Aus Männern mit allen Fehlern der jüdischen Rasse schuf er in dreißigjähriger Schule Apostel und Seelsorger mit ausgeprägtem Verstandnis für die Not des Volkes und mit glühendem Verlangen, für Christus alles zu tun und zu leiden. Am Jakobsbrunnen trifft er eine tief gesunkene Frau. Eine Unterredung genügt, sie zur Erkenntnis ihres sündhaften Zustandes und zur Lebensänderung zu veranlassen und sie endgültig für das neue messianische Reich zu gewinnen. Der Zöllner Zachäus, ein Mann, der ein Leben voller Ungerechtigkeit und Erpressung hinter sich hat, wird von Jesus in seinem Hause aufgesucht. Als Jesus das Haus verließ, war die ganze Familie der Ehrbarkeit wieder geschenkt und der neuen Kirche zugeführt. Möchte es sich um Einzelseelsorge handeln oder um Gewinnung der Masse, immer sind wir erstaunt über die Kraft und den Einfluß, der von Jesus ausging und in so kurzer Zeit Wunderwerke schuf. Die volle Entfaltung dieser Kraft trat jedoch erst nach seinem Scheiden von dieser Welt ein.

Es ist immer ein dankbares Thema, nachzuweisen, wie die Kirche die Welt umgestaltet hat. Man nennt das die Kulturkraft der katholischen Kirche. Während für die Vergangenheit, für die Gewinnung heidnischer Völker für das Christentum diese Kulturkraft gerne anerkannt und gerühmt wird, behaupten neuere Gegner der Kirche, für die neuzeitlichen Forderungen der Kultur, für die Probleme des neuen Jahrhunderts sei die katholische Kirche durchaus ungeeignet und eher hemmend als fördernd. Ebenso trete im Leben und Fortkommen des einzelnen, in Erreichung seiner praktischen Ziele die Kirche mit ihren übertriebenen Jenseitsgedanken stets hinderlich in den Weg. Daher auch die notorische Armut und das Zurückbleiben der katholischen Bevölkerung, während die Protestanten mit ihrer praktischen Diesseitsarbeit stets an der Spitze marschieren. Zu diesen schweren Vorwürfen bemerken wir zunächst, daß, wo katholische Gebietssteile zu keinem rechten finanziellen Aufschwung kommen

können, dies auf ganz andere Ursachen zurückzuführen ist, die mit dem religiösen Bekenntnis nicht das geringste zu tun haben. Ein Katholik kann ebenso gut ein tüchtiger Geschäftsmann sein wie ein Protestant. Wir müssen aber weiter gestehen, daß wir über die Kulturkraft des Katholizismus durch den jetzigen Krieg einen vollständigen Umschwung in der öffentlichen Meinung der protestantischen Welt erhoffen. Wenn dieser Umschwung auch nicht auf Ueberzeugung beruht, so wird er doch herbeigeführt durch die Wucht der Ereignisse und durch die Rücksicht auf unsere heldenmütigen Verbündeten, die katholischen Oesterreicher, die wir doch nicht als minderwertig, kulturrückständig und ungeeignet für Kulturarbeit bezeichnen können. Was das katholische Oesterreich in diesem Kriege leistet, das spricht für so reiche innere Kräfte, daß wir für die Zukunft dieses Landes uns das Beste versprechen dürfen.

Wer der katholischen Kirche die Befähigung für Wahrung von Kulturgütern abspricht, der hat entweder eine falsche Auffassung von dem, was Kultur ist, oder er kennt nicht den unermesslichen Reichtum der Kirche an unauslöschlichen und untüchtigen Lebensgütern, die ihr innewohnen. Wir als gläubige Katholiken wissen, woher ihr diese Güter kommen. Die katholische Kirche ist die Stiftung Jesu, des Gottmenschen, zum Zwecke der Führung und Leitung der Menschen zu ihrem jenseitigen Ziele. Damit sie dieses Ziel erreiche, hat der Stifter ihr Vollmachten, Gewalten übertragen, die ihre Wurzeln im Himmel haben. Das ist die Erklärung für die Erfolge der Kirche nach innen und außen. Keiner anderen Kirche unter denen, die in der Gegenwart in Betracht kommen, hat Gott solche göttlichen Gewalten anvertraut. Deshalb die gewaltige Ueberlegenheit der katholischen Kirche über ihre „Konkurrentinnen“. Ich will damit nicht sagen, daß die protestantische Kirche keine Kulturkraft besitze. In ihr sind noch große Strömungen wirksam, die sie von ihrer Mutterkirche mitgenommen hat, als sie sich von ihr trennte, und es gibt in ihr immer noch treue Seelen, die diese Kräfte pflegen und sie wirken lassen.

Welches sind denn die Kräfte? Was ist der Sauerteig, der in der Kirche so wirksam ist? Es werden mehrere solche Kräfte aufgezählt. Nur eine möchte ich näher besprechen, das ist der Gebrauch der Sakramente. Das erste ist das grundlegende Sakrament und zugleich das Dokument für die Zugehörigkeit zur Kirche. Hier weitere (Firmung, Ölung, Priesterweihe, Ehe) kommen nur für bestimmte Lebensverhältnisse und Stände in Betracht. Zwei dagegen (Beichte und Kommunion) sind der Allgemeinheit zugänglich und bilden gemäß der Absicht des Stifters und nach der Erfahrung von neunzehn Jahrhunderten das eigentliche Mittel zu einem frommen, pflichteifrigen Leben. Und deshalb sind diese beiden Sakramente in vorzüglicher Weise Kulturträger. Denn was will die Kultur? Sie will den Menschen besser, edler, sittlicher, arbeitamer, ausdauernder, fleißiger machen. Sind das nicht dieselben Wirkungen beim Empfang von Beichte und Kommunion? Man frage die Eltern, Lehrer, die Dienstherrn, überhaupt solche, die Gelegenheit haben, junge Leute zu beobachten, wann die Lebensführung, der Fleiß, die Aufmerksamkeit besser geworden. Und die Antwort wird immer dahin lauten: Damals, als ein Beicht- und Kommunionstag vorausging.

Daß die katholische Kirche mit dem Beichtinstitut auf ihre Gläubigen segensreich einwirken könne, wird auch von Protestanten zugegeben. Und manche protestantische Geistliche wünschen eine ähnliche Einrichtung. Der jüngere Heinrich Voss erzählt in einem Briefe über Goethe aus dem Jahre 1805: „... Bei dieser Gelegenheit hielt Goethe ein schönes Gespräch über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigt, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andere vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selbst wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohrenbeichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden.“ In England hat eine gewisse Richtung der protestantischen Hochkirche die Ohrenbeichte wieder eingeführt. In Deutschland haben die Protestanten von der katholischen Beichte gewöhnlich die Vorstellung von einem ungeheuren Gewissenszwang, der im Beichtstuhle auf die Gläubigen ausgeübt werde. Fragt man aber die Gläubigen, dann wissen diese von einem Gewissenszwang nichts zu melden. Im Gegenteil, sie fühlen sich durch die Beichte erleichtert, gehoben, gefördert in ihren Entschlüssen und Vorsätzen. Sollte aber ein Geistlicher versuchen, Gewissenszwang auszuüben, dann könnte man dem

Die Beichte des Katholiken existiert nur in der Einbildung. Der protestantische Philosoph Leibniz, der größte deutsche Philosoph des 17. Jahrhunderts, hat über die katholische Beichte folgendes geschrieben: „Es ist in der Tat eine große Wohlthat Gottes, daß er seiner Kirche die Gewalt gegeben hat, Sünden nachzulassen und zu behalten, eine Gewalt, welche die Kirche durch die Priester ausübt, deren Amt daher ohne große Sünde nicht verachtet werden darf. Da Gott die Priester als Ärzte der Seelen eingesetzt hat, so wollte er, daß ihnen die Uebel des Kranken entdekt und das Gewissen entschleiert werde. Diese ganze Einrichtung aber ist unfehlbar der göttlichen Weisheit würdig und, wenn irgend etwas, ein treffliches und lobenswürdiges Stück des Christentums, wie selbst Chinesen und Japanesen bewundernd anerkennen. Denn die Notwendigkeit zu beichten schreckt viele von der Sünde ab, besonders solche, die noch nicht verhärtet sind, und gewährt den Gefallenen großen Trost, sodaß ich glaube, ein frommer, würdiger und kluger Beichtvater ist ein großes Werkzeug Gottes zum Heile der Seelen. Sein Rat nützt zur Regelung der Neigungen, zur Wahrnehmung der Fehler, zur Vermeidung der Gelegenheit zur Sünde, zur Wiedererstattung des Entwendeten, zum Ersatz des Schadens, zur Lösung von Zweifeln, zur Aufrichtung des niedergebeugten Geistes, zur Tilgung oder Vinderung aller Sündenübel.“ Kann ein Katholik über die Beichte schöner und treffender sprechen!

Es ist klar, daß die öffentliche allgemeine Beichte, wie sie in der protestantischen Liturgie vorgenommen wird, mit der katholischen Beichte nichts gemein hat. Abgesehen davon, daß dort eine Sündenmachlung nicht stattfindet, da ja der mit Sündenvergebung bevollmächtigte Priester fehlt, ist die allgemeine Beichte nicht imstande, persönlich und individuell einzuwirken. Das aber ist gerade der Vorzug der katholischen Beichte und macht sie zum Kulturtäger in besonderem Grade.

Der Gebrauch des Kommunionssakramentes ist der Abschluß und gleichsam die Vollendung des Beichtsakramentes. Die Vorsätze und Entschlüsse aus der Beichte werden hier unter göttlichen Einfluß gestellt und durch göttliche Kräfte ausgeführt. Denn wenn Gott in mir ist, dann arbeite ich mit Gott und durch Gott. Man sieht, von welcher Tragweite dieser Gedanke ist, wenn der Kommunikant ihn lebhaft auf sich einwirken läßt und ihn immer gegenwärtig hält. Dann gibt es für ihn nichts mehr, was er nicht erreichen und vollenden könnte. Schwierigkeiten, mögen sie noch so gewaltig sich vor ihm und seinen Vorsätzen türmen, vermögen nicht seinen Mut zu erschüttern. Alles wird leicht und erreichbar.

Sind diese beiden Sakramente also nicht Kulturräcke ersten Ranges! Jetzt wird uns verständlich, wie die Tat Pius X. betreffend öftere Kommunion, immer mehr als eine Großtat, als eine wahrhaftige Kulturtat erkannt und gewertet wird.

Freie Entfaltung aller Kulturräcke! Das ist ein beliebtes Wort in der heutigen modernen Welt. Möge Deutschland und sein Katholizismus in der Entfaltung seiner religiösen Kräfte niemals gehindert sein und auf der Bahn rüstig weiter schreiten, die es bisher gegangen ist.

Bpe.

Der hl. Konrad von Piacenza — großmütig beim Wiedererstaten

(19. Februar.)

Wenn Feuer auskommt und die Dornen erreicht und das ausgehäutete Getreide ergreift oder die stehende Saat auf dem Felde: so soll, wer das Feuer angezündet, den Schaden ersetzen. (Exod. 22, 6.)

Die Jagd, zu der anfangs nur der Verhaltungsstrieb den Menschen nötigte, wurde immer mehr ein Vergnügen, das nur Vornehme und Reiche sich machten; und zwar umso mehr, als die Menschen ihren Lebensunterhalt dem Boden abdrangen, und die Grenzen zwischen Wein und Dein entstanden. Und in dem Maße, wie die Jagd ein Vergnügen wurde, stieg auch die Jagdleidenschaft in die Menschenbrust. Ueber manch einen hat sie schon ein furchtbares Unglück herbeigerufen. Auch über den hl. Konrad von Piacenza; doch durch Gottes Gnade wußte dieser leidenschaftliche Jäger das Mißgeschick zur Quelle, zum Anfange eines heiligen Lebens, umzuwandeln.

Konrad entstammte einem Adelsgeschlechte des damals blühenden Piacenza. Als er mit einer adeligen, reichen und hochgeachteten Frau den Mund fürs Leben geschlossen, fehlte seinem Glück scheinbar nichts. Und doch war Konrad nicht reiflos glücklich, denn eine dreifache Leidenschaft schenkte den Frieden fort von seiner Seele: er wollte noch reicher werden, als er war; er wollte vor der Welt was sein; er wollte die Freuden der Welt genießen und zwar in vollen Jagen. Vor allem wollte er, was an Jagdleidenschaft in ihm lag, vollständig befriedigen.

Die Jagd war dem Edelmann der Hupel alles Vergnügens. Eines Morgens zog er wieder zu dem blutigen Werke aus; die lässende Meute, die ihn gierig umringte, steigerte noch die Leidenschaft. Auf gutes Glück ging es in einen Wald hinein, der als sehr wildreich galt. Doch an diesem Morgen wollte ihm kein Tier vor den Hagen laufen. Dem Jäger zuckt es voll Ungeduld in allen Gliedern; die Hunde rannten vergebens durchs Dickicht; es war wie ausgestorben im ganzen Reviere. Da hielt es den leidenschaftlichen Mann nicht mehr, voll Unmut steckte er das Gras und niedrige Gebüsch, das den Wald umstand, an,

Winkelholz in die Flamme, trieb sie ins Unterholz des Waldes, und nicht lange, da stand der ganze Wald in lichterlohem Brande. Das Feuer ergriff sogar noch einen Teil des anliegenden Landes, und verschlang das reisende Korn. Eine Zeitlang stand Konrad erschrocken da, dann überfiel ihn Angst und Schrecken; er warf das Jagdzeug von sich und floh wie ein Dieb in sein Heim.

Die Rauch- und Feuersäulen schlugen immer höher, die ganze Stadt eilte hinaus, um das Schauspiel zu betrachten. Aber auch die Stadtpolizei kam, um den Brandstifter festzunehmen. Da kam ein armes Bäuerlein des Weges, auf dem Rücken trug er ein Bündel angebrannten Holzes. Er wurde umringt, sofort als der Täter angeschrien, und als er bleich und zitternd leugnete, einfach in Verwahr genommen. Als er auch dort seine Unschuld am Brande beteuerte, wurde er auf die Folter gespannt; die Qualen der Folter machten ihn geständig, und so wurde er zum Tode verurteilt.

Konrad stand unterdessen Seelenqualen aus, die die Schmerzen der Folter vielleicht übertrafen. Der gute Geist trieb ihn an, sein Mißgeschick einfach offen bekannt zu geben, um den Armen zu retten; doch die Furcht vor den unübersehbaren Folgen verschloß ihm den Mund. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, das Ding laufen zu lassen, wie es wolle, da führte man den unglücklichen Landmann zum Tode an seinem Hause vorbei. Mit einem Male siegte in ihm das Gute; er trat dem Todeszuge in den Weg, bekannte sich als Schuldigen und erklärte sich bereit, den gesamten Schaden wieder gut zu machen. Und großmütig hielt er sein Versprechen, obwohl dies fast sein ganzes Vermögen verschlang. Konrad war im Vergleich zu den glänzenden Verhältnissen der Vergangenheit ein armer Mann, und da er gewissermaßen freiwillig auf alles verzichtet hatte, rief ihn Gott zu völligem Verzicht. Des Himmels mächtige Gnade kam über den Heiligen und durch einen zweiten, vollkommeneren Entschluß kam er auf die Bahn, die auf den Höhen der Heiligkeit enbigen sollte.

Die Gattin des Heiligen, die schon immer dem Himmel mehr als der Erde angehört hatte, vernahm mit Freuden den Entschluß ihres Mannes, allem zu entsagen und nur Gott anzugehören. Sie trat bei den Klarißen ein und gab so Konrad völlig frei.

Dieser pilgerte, aller weltlichen Pflicht los und ledig, nach Rom. Hier schloß er sich dem Dritten Orden des hl. Franziskus an und wanderte dann nach Sizilien weiter, um fern von der Heimat, als Einsiedler seine Tage zu beschließen. In der Nähe der Stadt Noto ließ er sich von einem frommen Klausner in die Geheimnisse des geistlichen Lebens einführen. Als er sich stark und gerüstet glaubte, bezog er in waldiger Einsamkeit eine einfache Siedelei. Die ersten Tage brachten ihm in vollem Maße den Frieden der Stille, er empfand an sich, was der Dreizehnlindenbichter so schön sagt:

Einsamkeit ist Seelennahrung;
In der Stille kommt dem Geiste
Rechte Geistesoffenbarung.

Doch dieser minnigliche Gottesfriede hielt nicht lange an. Bald schon kamen die Tage des Kampfes und Zweifels. Die einst gelosteten Vergnügen gaukelten reizende Bilder vor seine Seele, die ihn wieder hinauslockten ins Gebrause der großen Welt. Die Einsamkeit, nach der er anfangs so gedürstet, schien ihm eine unerträgliche Last; Tag und Nacht marterten die heftigsten Versuchungen seine Seele. Konrad nahm zum Gebete seine Zuflucht; seinen Leib hielt er durch Buße und Abtötung in Dienstbarkeit. Er hielt aus in Geduld, ob es auch nicht leicht und freundlich um ihn zu werden schien. Das Wort der Schrift, das sein Ordensvater so gern gebrauchte: „Wer die Hand an den Pflug legt und hinter sich schaut, ist meiner nicht wert“, hielt den Heiligen immer wieder fest, bis auch für ihn die Prüfung endete. Nun übergoß ihn der Herr mit reicher Tröstung; selbst die Natur erhob sich zu seiner Verherrlichung, zu seligem Ergötzen, und die Vögel des Waldes verkehrten mit ihm wie einst mit dem Heiligen von Assisi.

Voll himmlischen Friedens und frohlockender Zuversicht ging er hinaus zu seinem Gotte im Jahre 1351. Sein Grab in Noto verklärte Gott durch viele Zeichen und Wunder.

Die heroische Erfüllung des göttlichen Gebotes, den angerichteten Schaden wieder gutzumachen, brachte den hl. Konrad von Piacenza zu den Höhen außerordentlicher Vergnädigung. Das wird bei jedem eintreten, der auch unter Dsyern die Wege der Gerechtigkeit geht, wenn es gilt das wiederzuerstaten, was Schuld oder Mißgeschick dem Nächsten geraubt. Vor allem wird echter Herzensfriede da wohnen, wo man auch in dieser Hinsicht der Stimme des Gewissens gehorcht.

Du bist dem großen, ewigen Gott ein Schuldner,
Wenn deines Unrechts Wirken blieb bestän;
Was du an Ehr' und Gut dem Nachbar raubtest,
Das gib zurück — die Schuld ist ganz getilgt.

P. S. O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. O. F. M.

Die Hoffnung

„Wenn die Hoffnung nicht wär,
So lebt ich nicht mehr;
Denn die Hoffnung allein
Kann lindern die Pein.“

So singt ein altes Volkslied. Es gibt damit die Aufgabe der großen Trösterin Hoffnung an. Das Menschenleben ist selbst

Die das unerschöpfte Leben genug an Entschuldigungen, selbst für den Stärksten schwer genug. Deshalb geht die Hoffnung mit ihrem lichten Auge, ihrer weichen Hand und ihrem warmen Herzen durch die Bande, richtet auf und tröstet und läßt sieh in die Hütten der Armut und des Elendes ihre Sonne leuchten; und die Sonne der Hoffnung scheint selbst dann, wenn graue, schwere Wolken am Himmel sich lagern.

Gerade in dem graufigen Weltkriege geht die hehre Himmels-tochter ihren Tröstergang; gerade jetzt zeigt sie fast allmächtigen Einfluß, selbst wenn Erde auf ein gebrochenes Heldenherz fällt. Schiller sagt ja vom Menschen und der Hoffnung:

„Besiegt er im Grabe den mühen Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.“

„Und das ist gut, daß die Hoffnung sich auch nicht durch des Todes kalte, ertörende Nähe schrecken läßt. Deshalb sei nur stark im Hoffen, du trägst dir manchen Stein aus deinem Lebenswege, an dem sonst wohl dein Fahrzeug scheitern könnte. Bedenke immer, vor allem in trübigen Tagen, Müderts Wort:

„Schlägt dir die Hoffnung fehl; wie fehl dir das Hoffen!
Ein Tor ist zugetan, doch tausend sind noch offen.“

Doch ich wollte nicht von der Hoffnung im allgemeinen, sondern von der christlichen Hoffnung, die einiges zu bedenken geben. Die Verknüpfung mit den vorausgehenden Arbeiten über den Glauben finde ich in folgendem schönen Dichtervorte:

„Dulde und trage!
Glückliche Tage
Glängen aus Leidensnächten heraus.
Greife nicht in des Schicksals Räder,
Nimmer kennst du die Spannkraft der Feder,
Nimmer hältst du das Uhrwerk auf.
Schlagen gleich wilder in hohen Bogen
Um die Kirche der Sündflut die Wogen,
Endlich doch naht die Rettungstunde;
Und es bringt schon die friedliche Taube
Heim des Oelbaums freudige Kunde:
Hoffe und Glaube!“

Hoffe und glaube! Die beiden gehören zusammen. Die Hoffnung entspringt dem Glauben, und nur wenn sie vom Glauben ihre erhebende Kraft erhält, ist sie die Hoffnung eines Christen, ist sie eine der drei göttlichen Tugenden. „Wir erwarten im Geiste als dem Glauben die Hoffnung der Gerechtigkeit.“ (Gal. 5, 5.) „Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit jeglicher Freude und mit Frieden durch den Glauben, auf daß ihr überreich seid an Hoffnung durch die Kraft des hl. Geistes!“ (Röm. 15, 13.)

Diese aus dem Glauben stammende Tugend des Christen wird erklärt als eine übernatürliche von Gott eingegossene Tugend, kraft deren wir mit Zuversicht und mit einem festen, auf die Verdienste Jesu Christi gegründeten Vertrauen und unter kräftiger Mitwirkung von Gott alles das erwarten, was er uns versprochen hat. (Rehler.)

Die christliche Hoffnung ist eine übernatürliche Tugend; sie gehört ihrem Ursprunge, ihrem Ziele nach der Ueberratur an. Sie wird in der hl. Taufe mit dem Glauben und der Liebe eingegossen; sie wird gleich einem Reime voll himmlischer Lebenskraft der Seele eingegeben, daß sie durch öfteres Erwachen, durch ein Leben nach ihren Gesetzen erstarke und so dem Menschen ein fester Stab werde für die Höhenwanderung eines christlichen Lebens, für die Erreichung des übernatürlichen, ewigen Zieles. Durch diese übernatürliche entstandene und übernatürlich gerichtete Hoffnung wird unsere Seele mit einer unerschütterlichen Zuversicht, einem in Christi Verdiensten fest gegründeten Vertrauen erfüllt, jenes ewige Ziel zu erreichen, aber auch die Mittel alle zu erlangen, die zur Erreichung dieses Zieles notwendig sind. Also Christi Verdienste sind neben der Tatsache, daß Gott uns dieses alles verheißt hat, vor allem der Felsengrund unserer Hoffnung; auf diesem Grunde steht und ruht sie. „In Christo Jesu haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden nach dem Reichtum seiner Gnade.“ (1. Tim. 1, 16.) Da gilt das Wort, das den Grundton aller Psalmen bildet: „Auf dich o Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden werden!“

Ueber das „Erwarten“ in unserer Begriffsbestimmung von der Hoffnung schreibt ein bekannter Katechismuserklärer: „Nicht jedes Erwarten ist Hoffen. Man kann auch ein Unglück erwarten, hofft es aber keineswegs, weil man danach nicht verlangt. Hoffnung ist also stets die Erwartung eines Gutes, wonach man Verlangen trägt. Aber auch im Verlangen allein besteht noch nicht die Hoffnung; denn mancher Kranke verlangt, lange zu leben, hofft es aber nicht, weil er überzeugt ist, daß es mit ihm zu Ende geht. Die Erreichung dessen, was man hofft, muß also möglich erscheinen. Andererseits darf dieselbe auch nicht vollkommen sicher sein, wenn die Sache Gegenstand der Hoffnung sein soll; denn wer bloß einige Zeit zu warten braucht, um dann in den Besitz des ersuchten Gutes zu kommen, von dem sagt man nicht, daß er hoffe, sondern einfach er warte darauf. Zum Begriffe der Hoffnung gehört somit ein Verlangen, irgend ein Gut zu besitzen, auch die Zuversicht oder das Vertrauen, trotz entgegenstehender Hindernisse zum Besitze desselben zu gelangen.“ Dieses vertrauensvolle Verlangen, das die Hoffnung ausmacht, gehet auf alles, was uns Gott versprochen hat. Damit ist auf ein Doppeltes hingewiesen: Auf den zweiten Beweggrund und auf den Gegenstand unserer Hoffnung. Neben Christi Verdienst ist, wie schon oft erwähnt, das Versprechen

des allmächtigen und getreuen Gottes, der Salvator unserer Hoffnung; er kann nicht wanken und schwanken, denn „das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit!“ (Jf. 40, 8.)

Den Gegenstand unserer christlichen Hoffnung bilden in erster Linie die Güter der Ueberratur, in zweiter Linie aber auch die natürlichen Güter, vor allem soweit auch sie zur Erreichung unseres ewigen Zieles dienen.

Zunächst die Güter der Ueberratur! Da hoffen wir ein dreifaches: Vergebung unserer Sünden, den göttlichen Gnadenbeistand und das ewige Leben.

Vor Gott ist kein Mensch schuldlos; jeder, auch der Beste, muß reuevoll an die Brust schlagen und rufen: „Vater, ich habe gesündigt!“ — Wenn wir sagen: „Wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ (Joh. 1, 8.) Von der Sünde werden wir aber nur frei, wenn wir uns von ihr abwenden in reinem Bekenntnis, in sprechender Reue. Beide setzen aber voraus, daß wir die Verzeihung von Gott zuversichtlich hoffen; die christliche Hoffnung ist vor allem die Führerin zum Bußsakramente. Auch den sündigsten Menschen ruft sie zu: „Kehret um, ihr Kinder Israels, so tief ihr auch gefallen seid!“ Jf. 44, 22. „Befehret euch, ihr Sünder, tut Gerechtigkeith vor Gott, und glaubet es, daß er seine Barmherzigkeit an euch tun wird.“ (Joh. 13, 8.) „Ja ich selbst bin es, der deine Missetaten tilget um meinetwillen, und deiner Sünden gedenke ich nicht.“ Jf. 43, 25.) Und der göttliche Heiland wird der Menschheit vom Bortläufer gezeigt mit den Worten: „Siehe das Lamm Gottes, siehe, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ (Joh. 1, 29.) Er selbst erklärt von sich: „Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren war.“ (Matth. 18, 11.) Doch wozu noch weitere Schriftworte anführen; jede Seite der hl. Schrift ist ein Zeugnis dafür, daß Gott den, der sich voll Hoffnung und Reue zu ihm wendet, in Gnaden wieder aufnimmt. „Wenn pure Sünden wie Scharlach wären, sollen sie weiß werden wie Schnee; und wenn sie rot wie Purpur wären, sollen sie weiß werden wie Wolle.“ (Jf. 1, 18.) Aber hat nicht Christus selbst erklärt, daß die Sünde gegen den hl. Geist nicht nachgelassen werden kann, weder in diesem noch in jenem Leben? Gewiß! Diese Sünde besteht nämlich in der Unbussfertigkeit, in dem freiwilligen Festhalten an der Sünde. Du hast, lieber Leser, einen Schuldner, dem du sämtliche Schulden nachlassen willst, der aber hartnäckig darauf besteht, dein Schuldner zu bleiben; wirst du ihm dein Geschenk aufzwingen? Nein, gewiß nicht! So kann auch Gott keinem Menschen die Schulden nachlassen, wenn der Mensch dies nicht will. Spricht aber die Seele, und wäre sie auch mit der schwersten Schuld beladen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt, vor dem Himmel und vor dir, ich bin nicht wert, dein Sohn zu heißen, halte mich nur wie den Geringsten deiner Knechte!“ dann wird Gott ihr entgegenreisen, sie in seine Arme einschließen, sie bekleiden mit dem Gewande der heiligmachenden Gnade, den Ring der Gotteskindschaft an ihren Finger geben und ein Freudenmahl halten, gemäß dem Worte des Herrn: „Wahrlich, ich sage euch, im Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ Die Verzweiflung trieb den Judas zum Selbstmord; die Hoffnung trieb den Schächer am Kreuze zu dem Ausrufe: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Und wenige Minuten später lag die erlöste Seele des hoffnungsvoll Gestorbenen an der Brust ihres Erlösers und wurde eingeführt zur ewigen Seligkeit.

Wir hoffen ferner auf den göttlichen Gnadenbeistand: davon das nächste Mal!

Kriegers Trost

(Auf Nachtposten im Schützengraben.)

In meinen Mantel gehüllt, die wollene Decke fest um den Kopf geschlagen, so stehe ich bei meinem Gewehr oben an der Brüstung des Schützengrabens und schaue in die stille, kalte Novembernacht hinaus. Vor mir die Unruhe des im Nebel nur kaum erkennbaren Drahtverhaues. In beiden Seiten, den Graben entlang, dunkle Gestalten, Deutsche und Jünglinge auf treuer Wacht vor dem Feind. Ueber all dem, was an Kampf und Tod erinnert, steht lächelnd der Mond. Er kennt nicht Freund noch Feind. Unbeirrt von dem Würgengel Tod, der mit rauher Hand über ganze Völker und Länder seine blutige Sense schwingt, läßt er über alle friedlich sein Licht herniedergleiten. Ganz derselbe, wie er früher durchs Fenster des Stübchens im Elternhause hereinkam, wo man, nichts ahnend von Mienen und Granaten, um diese Zeit längst ausruhe von des Tages Mühe und Arbeit. Wie haben sich doch die Zeiten geändert.

Und meine Gedanken gehen weiter an den, aus dessen Hand Sonne, Mond und Sterne hervorgegangen, den wahrhaft Unveränderlichen, an Gott. Er ist's ja, der diese schreckliche Kriegsgeißel uns gesandt und der in diesem großen Völkerringen auch mir einen ganz bestimmten Platz angewiesen hat. Dieses Gedankens, daß Gott es ist, der mich auf diesen Posten gestellt, werde ich mir in solchen stillen, nächtlichen Stunden, wo keine äußeren Vorgänge die Sinne beschäftigen, in meinem Innern so recht bewußt. Und ein leises Gefühl der Reue steigt in mir empor, daß ich daran nicht gedacht, wenn mir manchmal die Entbehrungen des Schützengrabenlebens als besonders lästig vorlamen und ich die körperlichen Anstrengungen als allzu hart empfinde. Ruhest du nicht, so spricht's in mir, im Gegenteil Gott für all die Entsagungen und Strapazen, die das Kriegshandwerk mit sich bringt, dankbar sein? In der Heimat seine friedliche Berufsarbeit gewissenhaft

gen Männer fehlen, die Brüder und Mütter aus den von der Stadt bedrängten Häusern und Gassen. Halbwegsige Burschen und Greise sind es, die die Boote führen, die den Frauen und Kindern heraus-
helfen, die ihre Habe auf flachen Wagen hinauf nach der Oberstadt fahren.

Ein Glück, daß die Flut es diesmal nicht so eilig hat. Allen konnte geholfen werden, die hilfsuchend aus den niederen Festern riefen und schauten. Ein schwieriges Amt ist, sie unterzubringen, da Hospitäler und Klöster mit Verwundeten überfüllt sind. Ob Massenanquartiere in den Volksschulen aufgeschlagen werden sollen? Ein Grund ist's, mit den Obdachlosen und ihren Bündeln und Körben hinauszuziehen vors Rathaus, um zu hören, was nun werden soll.

Als die Sonne hinter dem Stromberg versinken will, ist es still geworden, ganz still am Hafen. Die Häuser sind geleert, die Retter in den Wirtschaften oder droben am Rathaus. Ulta macht noch einmal den Umweg zur Werbergasse, die, abendsombebglänzt, einen wunderbaren Anblick bietet. Vorhin lag die Flut schau, gebuckt, jetzt schäumt und lebt sie gierig und schlägt in rosenfarbenem Schaum über die alte Raimauer, saucht gegen die alten Häuser an. Jetzt muß es sich herrlich hinausheben lassen auf den Strom, der wie ein perlunterfächerter See liegt und seine Wellen wie silberne Fransen am Ufer hintreibt.

Als sie zurückkehrt, ist's dämmrig geworden am Pfuhl; still liegen die leeren Häuser; ein Tau ist gespannt, damit kein Ueberfluter in Wassernot gerate. Nur nahende Schritte hört sie und dann ein entsetztes Aufschreien: „Die Flut, die Flut. Wo hebt je minnen Jung, minnen Jung!“ Sich umwendend, gewahrt Ulta eine alte Frau, die ihr händeringend ihr Schicksal klagt. Gestern Abend ist sie über Land gegangen nach Eiern und Butter für ihre Stadtkunden. Den Entel, dem sie im Ofen beide Augen und den Arm abgeschossen hatten, mußte sie allein lassen. Ein paar Tage Urlaub bei der Großmutter hatte der gute Junge sich ausbedungen, ehe er ins Blindenheim übersiedelte, wo vorerst für ihn geforgt wurde. Und nun, und nun? ... Vorsorglich hatte sie ihn zu Bett gebracht und ihn gemahnt, liegen zu bleiben, bis sie zu Mittag zu Hause sein würde. Und nun war das mit dem Hochwasser gekommen. In Bergisch Dorf hatten sie die Brücke abgebrochen; sie mußte den Umweg über Reiningen machen. Und hatte sich nicht denken können, daß es hier also schlimm stünde ...

Wer da Auskunft geben könnte? Nirgend einer in den nächstliegenden Häusern ... Nur aus dem letzten schmalbrüstigen Hättchen humpelt eine verwaiste Alte hervor. Alles hat sie gesehen, vom frühen Morgen an bis zuletzt, da das Seil vorgezogen wurde. Aber der Finkler Karl war nicht dabei. „Nee nich. Kei keiner am Häuschen. Und wußte auch niemand, daß er bei Großmutter war. Dem soll klamm zu Mute sein, nu ganz allein in der Flut ...“ Der Karl Finkler! Der Stille, Geduldige, der sein riesengroßes Leid ohne ein Wort der Klage getragen, den man nicht hatte ansehen können, ohne daß einem die Tränen in die Augen stiegen, der ihr, die zuerst seine Pflegerin gewesen, so zart und innig gedankt! Schier Uebermenschliches hatte er fürs Vaterland getragen, für sie alle getragen. Und nun war keiner da, ihm zu helfen.

Es bedarf nicht der gellend in die Luft dringenden Klagen der alten Frau. Im Nu hat Ulta Pelz und Muff der alten Schaffnerin übergeben und mit geschickter Hand die Kette vom Holzpflock gelöst. Sie achtet nicht des kostbaren Kleides, denkt nicht an die Gefahr. Die Hand, die so manchem Fiebernden den lindernden Trank gereicht, weiß, so zart und gewiegt sie scheinen mag, auch geschickt die Ruder zu führen. Jetzt, da es gilt, ein Menschenleben zu retten, freut sie sich der Übung, die sie sich erworben. Sie schöpft das Wasser aus dem Rahn, stößt ihn hinunter in die Flut, setzt die Ruder ein und hilft der jammernenden Großmutter hinein. Eile tut not. Schon schlägt eine schäumende Woge gegen die Hütte, daß sie fast das herniedergesetzte Dach erreicht. Und wieder, und wieder. Fast ist es, als ob die nächste Welle im Verein mit dem Sturm, der wieder eingesetzt hat, das Behnähäuschen verschwinden lassen könnte. Leicht trägt der Rahn seine Besatzung bis zum Ziel; aber dann das Anlegen in der schwankenden Flut, das Hineinspringen, das Bergen des Unglücklichen.

Kostbare Minuten vergehen, bis der Blinde, von der alten Mutter geführt, erscheint. Es ist dunkel geworden, aber der Sturm hat nachgelassen. Das Rettungsnetz gelingt. Mit ruhigen sicheren Stößen strebt Ulta ihrem Ziele zu, wo eine atemlose Menschenmenge ihrer harret. Die alte Schaffnerin hat den Weg hinauf gemacht zum Markt, hat Rufen gefandt. Mit Windeseile hat sich das Geräch verbreitet, daß der Finkler Karl vergessen sei.

Da stehen sie nun, die mit neidischen Blicken und scharfen Worten vor einer Stunde Kommerzienrat Nehlfens Tochter gefolgt, weil sie reich gekleidet ging und es ihnen schien, daß sie kein Gefühl habe für Elend, Leid und Sorge. Und eine Flut steigt in manchem verbitterten Herzen empor, eine Sturmflut.

Bitternd folgen aller Blicke dem vornehmen litten Fräulein, das da draußen mit Wind und Wogen kämpft für einen Fremden, einen der Ihren. Die verwaiste Schaffnerin streichelt immerzu den löstlichen Pelz der Tapferen, indes ihr Träne um Träne die Wangen herunterrieselt; manch rauhe Hand faltet sich zum Gebet.

Als die Männer aus der Schenke herbeieilen, ist das Schicksal des Bootes und seiner Insassen schon entschieden. Sie können nur mehr helfen, es ans Land sieben, können nur mehr Ulta und ihren Schützlingen heraus-
helfen. Die Rahnführerin wird mehr getragen als gehoben; als sie neben dem Blinden steht, der ihr dankend die Linke entgegenstreckt, geht ein Draußen durch die Menge, ein Jubeln und Rauschen. Man umringt sie, will ihr die Hand, den Saum ihres durchnässten Gewandes fassen.

Die Sturmflut hat alle Standesunterschiede, hat allen Reiz und alle Bitterkeit ausgelöscht. In Liebe und Dankbarkeit finden sich Men-
schen zu Menschen.

erfüllen, ist gut und Gott wohlgefällig. Ist es aber nicht weit ver-
dienstvoller, wenn man, aus seinem eigentlichen Beruf herausgerissen,
in ganz andere Lebensverhältnisse hineingebürgt, auch dann seine Pflicht
tut, auch im Schützengraben, Wind und Wetter trotzend, auf seinem
Posten getreu ausharrt? Eine Träne steigt mir verhalten ins Auge
bei diesem Gedanken, und ich sende ein kurzes, inbrünstiges Gebet
zum Sternenhimmel empor und danke meinem Gott, daß er mir in
seiner unendlichen Liebe Gelegenheit gibt, mir neue, reiche Verdienste
zu erwerben, und dadurch meine Himmelstrone durch zahlreiche, kostbare
Gedienste zu bereichern. Ganz von selbst schließt sich daran die in-
ständige Bitte an Ihn, er möge mich doch nie vergessen lassen, daß ich
nicht nur im heiligen Dienste des Vaterlandes, sondern auch in seinem
heiligen, göttlichen Dienste hier stehe, und daß auch das rauheste Kriegs-
leben, so betrachtet, in Wahrheit ein ununterbrochener Gottesdienst ist.
Und als ich bei der Abfassung von meinem Ausgangsblätchen her-
unterkletterte, da konnte ich mir sagen, daß ich durch diese Stunde Posten-
stehen, als ein Stein in der mächtiggroßen, deutschen Mauer, nicht nur
meinen Angehörigen und Volksgenossen einen Dienst erwiesen, sondern
daß daraus auch mir selbst ein reicher geistiger Gewinn zugeflossen war.

G. H. D., Landwehrmann im Westen.

Kl. C. Das lütte Fräulein

Von Hanns Gishert.

Kommerzienrat Nehlfens Älteste begegnet in Gut und Mantel
und dem mächtigen Stumpfpeitzagen, den Papa ihr zu Weihnachten
geschenkt, um Kärntner Söhne etwas verbieten zu lassen, auf der
Treppe der alten Stine, die mit dem Korbe voller Kartoffeln und
Wurzelgemüse und Krüge auf dem Arme die glänzend gewächs-
te Treppe hinaufsteigt.

„Zuversichtlich, Fräulein Ulta, von wegen dem Hochwasser!
Kaufmann Ludwig hat es all schon im Keller, dann dauert's auch bei
uns nicht mehr lange. Ich habe schon tüchtig geräumt und nach-
her muß Krüden tüchtig helfen. Ach! Und da geht es auch mit
Schiffen an! Zu Lieber! Nu sitzen die armen Leute im Hafenpfuhl
schon tüchtig, in!“

Ulta Nehlfens wollte schnell zu Konsul Dehrens hinüberspringen,
um ein Stündchen mit Mir zu verhandeln, die sie in den langen
Monaten, da sie pflegt, nur auf kurze Augenblicke gesehen. Aber Mir
ist vergessen über dem Bild, das der alten Stine Worte herausbesprochen:
Hochwasser im Hafenpfuhl. Sie zieht den Schultertragen empor, um
sich und vergräbt die Hände fest im modischen Poppelstumpf. Sie hat
die kostbare Pelzgarnitur, die schlecht zur Schwestertracht paßt, noch
kaum getragen. Tag für Tag und manche Nacht hat sie unter dem
Reichen des roten Kreuzes dem Vaterlande gedient, bis der Arzt
ihr fast gegen ihren Willen den Urlaub aufgedrungen: „Auch Menschen-
kraft hat ein Ende, hat seine Grenzen, Schwester Ulta!“

Und doch denken die aus dem Volk, die sie zierlich und elegant
die Straße nach dem Markt heruntergehen sehen: Wie gepußt das
lütte Fräulein nun wieder ist. Gott doch! Wie gut es die Reichen
haben!

Wie wechselnde Films tauchen Bilder vor Ulta auf und ver-
schwinden. Sie sieht die schlechende, gurgelnde Flut, die düstergrau ins
weite Land gekrochen ist, sieht sie vom Sturm geweht, die Hafen-
dämme emporflattern, die elenden Häuschen der Armut umbränden.
Und an den gefährdeten Hütten des Hafenpfuhls Mähne mit hilfe-
bereiten Rettern, die Bettzeug und Möbelstücke, auch Körbe mit Lebens-
mitteln in Empfang nehmen und in Sicherheit bringen, zuweilen auch
ein altes Mütterchen oder gefährdete Kinder aus den oberen Stockwerken
in den Rahn heben, denn die Flut ist tüchtig. Oft steigt sie in ein
paar Stunden, meist über Nacht.

Dennoch jammern die stets wieder Ueberraschten im Armen-
viertel nicht. Die Naturkraft hat allzu Gewaltiges, als daß Menschen-
geist zu rebellieren wagt. Stumpf und wie selbstverständlich lassen
die Menschen sich und ihre Siebensachen durch die dunkle Flut fahren,
die Straßen und Plätze in Kanäle umwandelt. Sie wissen ja, es wird
gut für sie geforgt, während der Ueberschwemmungszeit. Und warum
das Hochwasser vorüber, wenn der Fluß ins alte Bett zurückgekehrt ist,
wenn die Stuben und Keller notdürftig getrocknet sind, dann finden
sie sich ebenso selbstverständlich in die ungefunken Wohnungen des tief-
liegenden Hafenpfuhl zurück ...

Droben in der Fleetstraße, wo die Grundstücke billig sind, haben
die Stadtväter eine hübsche Häuserkolonie mit Vorgärten und Bleich-
plätzen errichtet, die um billiges Geld vermietet werden. Aber dahin
zieht es die aus dem Hafenpfuhl nicht. Unten wollen sie wohnen, dicht
aneinander geschmiegt, miteinander verwachsen, die sie hier geboren sind.
Den Pulschlag des Lebens wollen sie fühlen, die ankommenden Schiffe
sehen. Wollen die Glocken zu Hochzeit und Begräbnis läuten hören,
dabei sein, wenn des Konsuls Kind mit fürstlichem Wange getraut wird,
wenn des alten Nachbarn Leiche in armselige vier Bretter gebettet wird.
Wenn der Magistrat Ernst machte mit seiner Drohung, die gefährdeten
Häuser unten am Fluß abreißen zu lassen, es könnte sein, daß sie gegen
ihn aufständen, die unten vom Hafenpfuhl, die geduldig zusehen, wenn
das Element ihre Habe entführt.

Nebes Auge Wort, das der Vater über die Verhältnisse der
Unterwöchner gesprochen, steigt vor Ulta auf und lockt sie hinunter nach
der Flut, die jetzt gurgelnd und unheimlich rauschend höher und höher
steigt. In die Uferstraße kann sie hineinschauen, die nur ebenso viel über-
schwemmt ist, daß die Knaben in Hütten und Kässen darin herum-
rudern können, in die Werbergasse, die wie ein Stück aus dem alten
Benedig anmutet. Und hört die alten Matrosen mit schwerem Schritt
durch die eben erst von einer Welle überfläumte Hafengasse schreiten,
wo sie wohl ihr Amt ausüben, die Badelabinen und Strandhäuser an
schweren Tauen hochzuziehen auf dem Fleet, wo ihnen nichts ge-
schehen kann.

Es ist Ulta warm geworden, ob vom schnelleren Gang oder von den
Blicken, die ihr folgen. Sie meint den Tadel über die „Nehlfensche“
zu hören, die es so gut hat, während die hier unten mit der Flut um
Gut und Leben ringen.

Auf dem Hafenplatz geht es laut und heiter zu, wie immer.
Fast wie ein Volksfest ist es für die jungen Burschen, wenn sie von
einem Haus zum andern rudern, wenn sie die eiserne Kette der Boote
herniederraffen oder um den Holzpflock schlingen, wenn sie mit den
geteerten Stiefeln durch das hoch aufsprühende Wasser schreiten können.
Wie immer ist es und doch anders. Die Pioniere fehlen, die sonst aus
der nahen Garnison herbeigerufen wurden zum Rettungsnetz, die kräftig-

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an
unsere tapferen Krieger. Man lege nie
eine Nummer unbenutzt bei Seite.